

# Ueber den Ozean

Roman von Erich Eibenstein

(Fortsetzung)

Serena lag mit geschlossenen Augen da. Bill glaubte, sie schlief. Ihr liebliches, rundes Gesicht mit dem dunklen Gelock und dem feinen, zarten Hals erfüllte ihn mit Bewunderung. Er meinte, wie im Leben etwas Ruhenderes gesehen zu haben.

Da schlug sie plötzlich die Augen auf und beide prallten erschrocken zurück. Er, weil er sich entsappt fühlte, sie, weil ein fremder Mensch so unerwartet vor ihr stand.

„Was wollen Sie hier?“ fragte Serena bang. Da nahm sich Bill zusammen. Denn ihr ängstlicher Blick machte ihre Schönheit noch tausendmal rührender.

„Ich wollte nur sehen, ob Sie nichts brauchen, Miß“, stammelte er. Serena beruhigte sich. Diese ehrlichen blauen Augen, die so teilnehmend auf ihr ruhten, hatten nichts Beunruhigendes.

Ein weiches Lächeln zuckte um ihren Mund. „Nein, danke. Ich brauche nichts.“

„Und Sie nicht hungrig?“ „Nein!“ Bill blieb noch einen Augenblick verlegen stehen, dann schied er hinaus. Eine halbe Stunde später begab sich alles auf der „Little Bessie“ zur Ruhe, mit Ausnahme von drei Mann, die auf dem Deck den Dienst zu versehen hatten. Unter ihnen war Bill.

Witten in der Nacht erwachte Munk durch einen Körn auf dem Berdick. Munk schrie dort und rannte hin und her. Er sprang auf, eilte hinaus und kam gerade zurück, um zu sehen, wie man Will Erads, der einen menschlichen Körper in den Armen trug über Bord zog.

„Es war Serena.“ „Ich weiß wirklich nicht, wie es geschehen ist, Sir“, stammelte Bill, noch tief erschrocken. Ich stand gerade an der Hecklinie, da bildete etwas an mir vorüber und plumpste ins Wasser. Erst als ich sofort nachsprang, sah ich, daß es die junge Miß war.“

Man trug Serena, die ohne Bewußtsein war, in die Kajüte, zog ihr die Oberkleider ab und kühlte sie in warmen Tüchern. Dabei bemerkte Will der nicht wagte, sie zu berühren, aber jede Bewegung seines Vaters und Munks angittvoll beobachtete, daß um ihren schlanken weissen Hals ein feines goldenes Kettchen hing, an dem sich ein selbst am Gefühls mit blitzenden Edelsteinen besetztes Dreieck befand. Es sah aus wie ein „Kreuz Gottes“, trug aber statt des Kreuzes zwei verknüpfte Quaden.

Serena kam zu sich, als man ihr ein Glas heißen Ozean eingegossen hatte. Aber ihr Blick glitt fremd über die Anwesenden hin, und sie gab keine Antwort auf Munks erschrockene Fragen.

Am Morgen starb der Matrose. Serena lag in hohem Fieber und phantasierte laut immer wieder um der Name Richard über ihre hohen, tiefroten Lippen. Bald ängstlich held ängstlich. Bill hatte ihre Pflege übernommen.

Der Tag brachte günstigen Wind. So daß man rasch vorwärts kam. Am Abend wurde der Matrose ins Meer versenkt. Alle, außer Will, der nicht von Serenas Lager wich, knieten dabei nieder und beteten laut.

Serenas Zustand schien sich aber zu verschlimmern als zu verbessern, obwohl man ihr fortwährend kalte Umschläge machte und alles tat, was unter den gegebenen Umständen möglich war.

Munks schärfes Gesicht wurde immer sorgwoller. Er dachte daran, daß er Serena unter diesen Umständen nun nicht in Venedig werde beschaffen können. Auch der Patron war dieser Ansicht.

Wir haben weder Arzt noch Apotheke dort und die kleine Miß scheint ernstlich krank zu sein. Am besten, wir bringen sie gleich nach der Ankunft in das Leidiger Hospital, wo sie sehr gut untergebracht wäre, meinte er. Dr. Voole, der zwar ein Deutscher, aber schon so lange bei uns ist, daß er als Amerikaner angesehen werden kann, leitet das Hospital und wird sie gerne aufnehmen. Wir können sagen, es sei eine Verwandte von mir, die mit Ihnen zu Besuch kam und plötzlich erkrankte? „Wird er das glauben?“ „Warum sollte er nicht?“

„Was für ein Mensch ist er?“

„Ein vortrefflicher. Dazu ein sehr tüchtiger Arzt. Er soll in Chicago studiert haben und kam vor 15 Jahren nach Leidige, wo damals eben das Hospital gegründet wurde und man tüchtige Ärzte suchte. Seit zehn Jahren ist er der Leiter davon. Alle Leute sagen, er sei wie ein Vater mit den Kranken, so voll Güte und Parteilichkeit. Man sieht ihn kaum außerhalb des Spitals.“ Als ihn der Bürgermeister von Leidige City erprobi überhört fragte, warum er denn zu Urlaub nehme und sich keinerlei Abwechslung gönne, soll er ganz erschöpft geantwortet haben: „Ich habe nichts auf Erden als meine Kranken — sie sind meine Erlösung!“

### 18. Kapitel

Gegen Abend des nächsten Tages erreichte die „Little Bessie“ Venedig, ohne daß Serenas Zustand sich veränderte hätte.

Es blieb also Munk nichts anderes übrig, als sie wirklich ins Spital schaffen zu lassen.

Dr. Voole, ein älterer Mann, hatte keinerlei Fragen, sondern begnügte sich mit der Auskunft, die man ihm gab. Er ließ Serena in ein helles, freundliches Gartenzimmer schaffen und erklärte über Art und Ton der Straftat konnte er vorläufig noch nichts sagen.

Munk mochte morgen wieder antreten. Zwischen ein und vier Uhr leerte die Wache die Kranken im Spital. Munk begab sich dann nach auf das Telegraphenamt, wo er ein langes Telegramm und einen eingedruckten Brief an Herrn Thomas Munk in Philadelphia aufgab. Dann fuhr er zurück nach Venedig.

Baronin Spangberg verlebte in diesen düstern Tagen auf Selowitz Bar auf ansatz alles in Erbitterung und Jörn gegen den Sohn gewendet, der sich ohne Abschied von ihr gewandt hatte, um diesen „hergelassenen Madel“ nachzufahren, so wüßten sich sehr bald sehr Selbstmitleiden in dieser Empfindung.

War sie nicht selbst schuld daran? Hatte sie die Dinge nicht auf die Spitze getrieben? Warum hatte sie ihn nicht wenigstens warbort, als er ihr Erklärungen geben wollte? Vielleicht gab es doch Umstände, die Serena Stellfreuts Verkommenen in anderen Vätern leben lassen, als in dem des trüben Leutnants.

Der Mann, mit dem sie ver schwand, war ein Mörder, das hatte die Untersuchung inzwischen klar ergeben, und wenn man den Zeitungsberichten glauben durfte, so nahm selbst die Behörde an, daß er das Mädchen aus irgend einem bisher noch nicht aufgeklärten Grunde unter solchen Verwickelungen mit sich gelockt habe.

Und Richard liebte sie so leidenschaftlich, daß er ohne Bedenken bereit gewesen war, ihr alles aufzuopfern — Mutter, Heimat und sorglose Zukunft. Mühte Serena da nicht doch besser sein, als sie bisher gedacht hatte? Bedeutsamer, wertvoller?

Aber es war ihr alter Fehler durch den bereits ihre Ehe so unglücklich sich gestaltet, ihr Gatte sich ihr völlig entfremdet hatte: Diese Sucht, um jeden Preis ihren Willen durchzusetzen!

Mit Scham gedachte die Baronin an ihre Trostungen des einzigen Sohn zu enterben und Selowitz in fremde Hände kommen zu lassen, wenn er sich nicht fügte. Als ob sie das in der Rücksicht übers Herz gebracht hätte! Sie liebte ihn doch! Wenn es auch niemand wußte, heimlich war er doch ihr Abgott! Das Einzige, was sie noch auf Erden besaß und das sie mit dem Leben verband.

Nun war er fort — vielleicht für immer — und Selowitz, das wie ein kleines Paradies in seiner Sommerpracht dastand, ein Meer von blühenden Rosen um sich — erschien ihr kalt und öde wie ein Grab.

Kein Laut in den vielen Gemächern, deren Teppiche jeden Schritt dämpfen kein frohes Gesicht ringsum, denn die Dienerschaft, lauter alte, ergraute Leute, schlich ängstlich um die strenge Gebieterin herum, auf deren Stirn immer finstere Wolken throneten. Einzig Frau Weermann erlaubte sich sie und da ein kurzes Gebärde, abends, wenn sie ihre Herrin so stumm und einsam vor sich hinstarrte, im großen Speisezimmer sitzen sah.

Aber bei aller Ergebenheit lag doch auch in ihren Augen ein trauriger, vorwurfsvoller Ausdruck, der die Baronin reizte. Und was sie ab und zu erzählte, war er recht nicht dazu angetan, die Baronin zu beruhigen. Man sprach im ganzen Hofsteiner Tal ja noch immer nur von den letzten aufregenden Ereignissen. Dem Mord im Lohengauer Schloß, dem Tod Dr. Stellfreuts und dem Verschwinden Serenas.

Ohne daß man wußte wie, waren eine Menge Einzelheiten bekannt geworden, die nun die öffentliche Neugier beschäftigten.

Man wußte, daß Dr. Stellfreut zu erit den Sekretär als den Mörder bezeichnet hatte. Doch er sich vergeblich bemüht habe, seiner Frau noch etwas zu sagen und einen mühsam geschriebenen Zettel zurückließ, auf dem nichts stand, als: „Serena — die Papiere.“ Die Aussagen des buhlerischen Jakob aus dem Doktorhause wurde bekannt. Voraus und aus der von der Polizei festgestellten Tatsache, daß Serena Stellfreut bis zum 22. Mai mit Sekretär Grenier geschieden hatte, ergab sich die Unhaltbarkeit der ersten Vermutung, die beiden hätten ein Liebesverhältnis.

Auch das wußte man, daß es in Serenas Leben ein Geheimnis gäbe, das sich die Behörde eifrig aufzuklären bemühe, und daß Frau Dr. Stellfreut überall nach Papieren suchte, die nicht zu finden seien.

All dies erfuhr auch die Baronin nach und nach aus dem Munde der Frau Weermann.

Dann kamen die Zeitungsberichte, die meldeten, daß man in Hamburg eine Spur der Verkommenen gefunden, die Inspektor Bent und Baron Spangberg eifrig verfolgten.

Zwei Tage später ließ es, die Spur sei falsch gewesen, die Nachrichten befanden sich nicht, wie vermutet, auf der „Carolina“, sondern auf dem Schnelldampfer „Queen Mary“. Der dortige Kapitän habe beide beobachtet und erkannt. Der Wortlaut seines Telegramms an die Londoner Polizeibehörde wurde veröffentlicht. Inzwischen kam vom „Capo“ die Nachricht, die „Queen Mary“ fahre mit unerhörter Schnelligkeit und luche offenbar den „Capo“ durch einen Reford zu übertrumpfen.

Und einen Tag später kamen die Nachrichten von der Katastrophe der „Queen Mary“. Inseln füllten die Berichte über die furchtbaren Einzelheiten der Katastrophe zur See die Spalten der Blätter.

Baronin Spangberg las sie, bleich vor Entsetzen, von Grauen geschüttelt. Ueber tausend Menschen tot! Und darunter auch die, der Richard geliebt, die er geliebt.

Die letzten Berichte, die zuletzt eine genaue Liste aller Getöteten brachte, ließen leider darüber keinen Zweifel mehr.

Die Baronin brach in leidenschaftliches Weinen aus, als sie diese Tatsache feststellte sah. Es war das erste Mal seit dreißig Jahren, daß Tränen aus ihren Augen flossen. Mitleid, Reue und Grauen vor sich selbst erschütterten sie. War sie nicht mit schuldig an Serenas Tod? Hatte sie Gott nicht hundertmal auf den Knien darum gebeten?

Und jetzt — wie seltsam — empfand sie nichts anderes mehr als bitteren Schmerz über ihren Tod! Denn zum erstenmal im Leben dachte sie nur mit dem Herzen — mit ihrem Mutterherzen, das plötzlich begriff, welchen Jammer der Sohn in dieser Stunde empfinden müsse.

Alles andere verlor darüber in ihr, bis jäh eine tödliche Angst sie wieder emporknallen ließ: Wie — wenn er nicht die Kraft hätte, diesen furchtbaren Schlag zu ertragen? Wenn er in einer Regung der Verzweiflung das Leben von sich würde, das ihm nichts mehr bot?

Es hatte niemand bei sich, der ihn trösten konnte. Niemand, der ihn verstand. Konnte er noch die Sehnsucht haben, zur Mutter zu flüchten in seinem Schmerz, da sie ihn so kalt von sich gewiesen hatte?

Verzweifelt sank die Baronin in ihren Stuhl und rang die Hände.

Die Tage und Nächte, die nun folgten, waren angefüllt mit grauamen Qualen für sie. In fieberhafter Spannung wartete sie auf eine Nachricht von Richard, die seine Heimkehr ankündigen sollte. Und zugleich zitterte sie stündlich vor der Möglichkeit, fremde Menschen könnten ihr eine andere Nachricht mitteilen.

Sie depechierte an ein Ausmittlungsbureau in New York, ob Baron Spangberg und Inspektor Bent noch dort seien. Man antwortete, die beiden Herren hätten das Hotel, in dem

sie gewohnt hatten, schon vor drei Tagen verlassen. Wohin sie sich gewendet, wisse man nicht. Die Behörde in der Kreisstadt wußte auch nichts. Inspektor Bent hatte das letztemal aus Boston telegraphiert, von wo er mitteilte, daß ihre letzte Hoffnung, die Morels könnten doch die Gesuchten sein, sich als falsch erwiesen habe. Aber dieses Telegramm war bereits eine Woche alt.

Da entschloß sich die Baronin, Frau Dr. Stellfreut aufzusuchen. Früher hätte der bloße Gedanke, sie könnte als Mutter bei einer Fremden Auskunft über ihren Sohn suchen, ihren Stolz aufs tiefste empört! Jetzt fand sie ihn nur natürlich.

Frau Dr. Stellfreut nahm bei Serena Mutterstelle ein, und Richard hatte die feinfühligste und kluge Frau immer sehr verehrt. Es war also leicht möglich, daß er ihr wenigstens Nachricht sandte.

Aber es ergab sich, daß auch sie nichts über Richard Spangberg wußte. Sein letzter Brief stammte aus Hamburg, von wo er ihr seine Einschiffung auf dem „Capo“ meldete.

Aus der munteren, gut erhaltenen Frau Marianne, der man ihre siebenundzwanzig Jahre nicht anah, war übrigens eine verhärmte, alte, grauhaarige Frau geworden, die das düstere Schwarz noch erster erscheinen ließ.

Die Tränen standen ihr fortwährend in den Augen, während sie von Serena und Spangberg sprach. Trotzdem fühlte sich die Baronin merklicher zu ihr hingezogen. Das Gefühl eines gemeinsamen Schmerzes brachte beide Frauen einander näher, als es Jahre des Verkehrs getan hätten.

Die Baronin dehnte ihren Besuch viel länger aus, als sie beabsichtigt hatte. Sie, die sich nie für andere Leute interessiert hatte, nahm nun den wärmsten Anteil an Frau Mariannes Geschick. Sie erzählte alles Mögliche, nicht nur über Serena und deren Liebe zu Richard, sondern auch über das, was Frau Marianne und deren verstorbenen Gatten betraf.

Sie werden hier im Hause wohnen bleiben?“ fragte sie zuletzt. „Ich dachte, Sie wollten es verkaufen?“ „Ich vermute, er hat es plötzlich in ihren Augen gesehen. In dieser Augen, vor denen er auf der ganzen Heimreise innerlich gezittert

hatte, überfiel mich ein solcher Schmerz bei dem Gedanken, daß diese hier wohnen sollten, wo ich so glücklich gewesen, daß ich die Idee wieder aufgab. Jeder Winkel im Haus, jeder Baum im Garten hat liebe Erinnerungen für mich. Und das ist stärker als der Schrecken, der mich zuerst daraus vertreiben wollte.“

Als die Baronin heimfuhr, war sie zum erstenmal seit langer Zeit ruhig. Sie hatte nie im Leben eine Freundin gehabt, aber es schien ihr nun, als wäre dies ein Fehler gewesen. Das Aussprechen vorhin tat so wohl!

Noch abends, als sie einsam ihren Tee trank, zehrte sie an der Erinnerung. Und Marianne Stellfreut hatte es in ihrer ruhigen klaren Art so wunderbar verstanden, Balsam in ihre Wunden zu träufeln. Sie war fest überzeugt, daß Richard bereits auf der Heimreise nach Selowitz begriffen war.

„Ja, sie mußten Freundinnen werden. Wenn Richard dann wirklich kam, würde er gleich sehen, daß seine Mutter eine andere geworden.“

Während die Baronin dies dachte, fuhr draußen durch die Gassen alle ein Wagen zum Schloß. Sie achtete nicht darauf. Aber nun stürzte Frau Weermann, allen Drill vergebend, atemlos ins Zimmer.

„Guter Gnaden — er ist da! Nicht Herr Baron! Kommen Sie doch geschwind in die Halle hinab!“

Eine Minute später standen sich Mutter und Sohn gegenüber. Die Baronin erschrak, als sie in das liebe, gramvolle Gesicht ihres Sohnes sah, und ihr Herz kramste sich noch mehr zusammen, als sie merkte, wie es sich bei ihrem Anblick verblüht, anstatt besser zu werden.

„Nervös, halbträglich“, er sie. „Richard —“ stammelte die Baronin.

„Er schien es nicht zu hören.“

„Sprechen Sie das Götter in mein Zimmer und hören Sie, daß ich irrend etwas zu essen bekommen“, befahl er dem Diener. Dann zu Mutter: „Wacht! Du entschuldigst mich wohl? Oma. Ich fühle mich sehr müde vor der Reiz.“

„Er verumte. Er hat plötzlich Tränen in ihren Augen gesehen. In dieser Augen, vor denen er auf der ganzen Heimreise innerlich gezittert

hatte, denn er war überzeugt, nichts darin zu finden, als eine bedrückte Gemütsart über Serenas Tod.

„Mama — du weinst? Warum?“ stammelte er verwirrt.

Da schlug sie die Arme um seinen Nacken, was sie lange nicht getan hatte, und flüsterte ihm leidenschaftlich zu: „Du weißt es nicht, daß ich mit dir weine um sie — die drei Stunden? Daß ich Jahre meines Lebens gäbe, wenn ich sie ein böses Wort gegen sie gesagt hätte.“

„Mama!“ Er stand wie erstarrt. Dann riß er sie fürmlich an seine Brust, und aus seinen Augen trünten Tränen. Die ersten, seit er Serena vor sich in den Wellen um ihr Leben kämpfen sah.

### 19. Kapitel

Eine Woche war seit Spangbergs Heimkehr vergangen. Da trübte Selowitz eines Morgens ein Wetter, das Richard Dr. Stellfreut haben gelohnt habe.

Richard der mit seiner Mutter beim zweiten Frühstück saß, las es und reichte das Billet dann wortlos der Baronin. Frau Marianne schrieb:

„Lieber Richard!“

Bitte kommen Sie sofort zu mir. Der Aufenthaltsort der Papiere, die wir suchen, ist gefunden. Ich möchte nichts ohne Sie tun.

Marianne.“

„Wie wunderbar“, rief die Baronin überrascht, „daß diese Papiere, die man so lange suchte und an deren Existenz schon alle zu zweifeln begannen, nun doch zum Vorschein kommen! Wo sie nur gesteckt haben und was sie wohl enthalten mögen?“

Spangberg machte eine abwehrende Handbewegung.

„Es ist ja gleichgültig, da Serena tot ist. Wenn es nach mir ginge, ließe man sie ungelesen liegen, wo sie sind. Ihr Inhalt wäre nur in den ersten Tagen nach ihrer Abreise von Wert gewesen, weil er vielleicht Aufschluß über die Motive und die Richtung der Flucht hätte geben können. Es wäre dann vielleicht möglich gewesen, sie noch vor der Einschiffung der Gewalt jenes Clenden zu entreißen. Nun sind sie zwecklos. Keine Macht der Erde kann uns die Tote wiedergeben!“

(Fortsetzung von Seite 6)

# Jubiläums - Buch

mit der ausführlichen Geschichte der St. Peters-Kolonie und vielen Bildern von hervorragenden Personen, sowie alten und neuen Pfarrgebäuden, auf schönem und dauerhaftem Papier gedruckt, nicht bloß zum Lesen für die Gegenwart, sondern zum Aufbewahren für die Zukunft: die jungen Generationen sollen wissen, was ihre Eltern und Großeltern geleistet haben. Auch zum Verschicken ins Ausland, damit auch andere lernen, was die St. Peters-Kolonie ist.

### Preise portofrei:

Ein Buch für	\$0.50
Drei Bücher für	\$1.25
Sechs Bücher für	\$2.25

# St. Peter's Press

Muenster, Sask.